

Elmar L. Kuhn
Kultur als Heimat

„Mit der Heimat ist es nicht weit her
Das geht mir nah“¹

Das Wortspiel dieses Kurzgedichtes von Manfred Bosch artikuliert eine Verlufterfahrung und eine Sehnsucht. Das Thema geht uns nah, manchen schon professionell.

1. Heimat²

1.1 Heimatgefühle

Ich steige in das Thema ein mit Auszügen aus ernsthafteren Gedichten, von Friedrich Hölderlin um 1800. Im ersten Gedicht beschreibt er unter dem Titel „Heimkunft“ eine Wanderung von Hauptwil im Thurgau, wo er als Hauslehrer gewirkt hatte, über Lindau zu seiner Familie in Nürtingen:

„Warm ist das Ufer hier und freundlich offene Tale,
Schön von Pfaden erhellt, grünen und schimmern mich an.
Gärten stehen gesellt und die glänzende Knospe beginnt schon,
Und des Vogels Gesang ladet den Wanderer ein.
Alles scheint vertraut, der vorübereilende Gruß auch
Scheint von Freunden, es scheint jegliche Miene verwandt.
Freilich wohl! Das Geburtsland ists, der Boden der Heimat,
Was du suchest, es ist nahe, begegnet dir schon. ...
Dort empfangen sie mich. O Stimme der Stadt, der Mutter!
O du triffest, du regst Langegelerntes mir auf!“³

Und im Gedicht „Die Heimat“ freut er sich über die Heimkunft:

„Verehrte sichre Grenzen, der Mutter Haus
Und liebender Geschwister Umarmungen
Begrüß ich bald und ihr umschließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile,
Ihr treugebliebnen!“⁴

Was können wir daraus entnehmen, was löst bei Hölderlin Heimatgefühle aus? „Alles scheint vertraut, der Gruß auch scheint von Freunden“ und schließlich heilen „der Mutter Haus“ und der „Geschwister Umarmungen“ sein Herz. Es sind die Erinnerungen an vertraute Landschaft, an vertraute Verhaltensweisen der Menschen, die Freude auf die eigene Familie, in Erinnerung an Geborgenheit in Kindheit und Jugend.

Hier findet sich alles, was üblich noch heute unter Heimatgefühl verstanden wird: die Erinnerung an eine Kindheit voller emotionaler Wärme, eine Erinnerung, die auf Ort und Landschaft der Kindheit übertragen wird und ihre Menschen, da man dort in intuitiver Aneignung Verhaltenssicherheit erworben hat. Hier weiß oder wusste man, „was richtig ist“.⁵

Das Stichwort Sicherheit gibt einen Hinweis, wie Heimat ursprünglich materiell fundiert war. Hoimet, das war der Hof, auf dem man geboren wurde und der einen als Erbe zum vollberechtigten Mitglied der Dorfgemeinschaft machte. Wer nicht erbte oder einheiraten konnte, der hatte eben keine Hoimet mehr.

Immerhin noch Sicherheit vor dem Verhungern sicherte das Heimatrecht in der Herkunftsgemeinde, die im Notfall nicht mehr Erwerbsfähige zu versorgen hatte. Heute wird als „Menschenrecht schlechthin“ Heimatrecht in räumlich weiterem Sinne verstanden als „Recht auf anerkannte Zugehörigkeit zu einer politischen Gemeinschaft, ohne das ... Leben ... und Arbeit prekär“ bleiben.⁶ Rechtlosigkeit verweigert Heimat in existenziellem Sinn.

Heimat war und ist also nicht nur emotionaler Bezugsraum, sondern verbürgte und verbürgt materielle und rechtliche Sicherheit.

1.2 Heimatverluste

Die Friedrichshafener Schriftstellerin Maria Beig schreibt in einem Buch über Oberschwaben: „Heimat kann auch wehtun.“⁷ Ihre Erzählungen aus dem Schussental schildern eindrücklich, wie Kindheit durchaus nicht immer als Glücks-Erfahrungen erinnert werden. Wer solche Erfahrungen fehlender Wärme und gefährdeter Identitätsbildung macht, dem bleibt nach Kafka der „Heimatort ... etwas sehr

Unheimliches, ein Ort der ... Wehmut, der Kleinlichkeit, der Scham ..., des Misstrauens“.⁸

Nur noch eine Minderheit verbringt heute sein Leben am Ort der Kindheit. Gewalt wie bei Heimatvertriebenen und Flüchtlingen, Mobilitäts-Zwänge und –Wünsche führen zu Ortsveränderungen.

Heimat als Kindheitsland kann sich auch so verändern, dass es entwertet wird. Das ist meine eigene Erfahrung. Mein Heimatort Kressbronn hat sich in meiner Wahrnehmung so zum Schlechteren verändert, ist so hässlich geworden, dass ich es möglichst meide. Die Zerstörung des alten Ortskerns direkt neben dem Haus meines Großvaters, die Hochhäuser und die Plantagen um das Dorf, haben mir meine Heimat genommen. Gleicher Meinung ist der Schriftsteller Arnold Stadler: „Heimat ist etwas, was war. Es ist dort wie überall. Es ist eine verwechselbare Heimat.“⁹ Und wenn er meinte, Heimat hätte nur noch in der Zusammensetzung „Heimatfriedhof“ einen Sinn, so musste er mittlerweile feststellen, dass selbst der in seinem Heimatort Rast bei Meßkirch abgeräumt wurde.

Der Philosoph Martin Heidegger aus Meßkirch verallgemeinert diese Erfahrung, in dem er uns alle als Heimatvertriebene bezeichnet, dadurch dass die Massenmedien längst unsere Erfahrungen präformieren, wir vertrieben sind durch Lärm, Hässlichkeit, Verlust von Nachbarschaft.¹⁰

1.3 Heimatbedingungen

Welche Reaktionsweisen sind denkbar auf diese verschiedenen Weisen des Heimatverlusts? Möglicherweise die verbreitetste und sicherlich die erwünschteste ist in Zeiten, wo permanente Mobilität gefordert wird, gar kein Defizit mehr zu erkennen. „Was brauchen wir Heimat, wir brauchen stoßfeste Koffer!“¹¹ „Der moderne Mensch tauscht Welt gegen Heimat ein.“¹²

Wer auf die Frage „Wieviel Heimat braucht der Mensch““ antwortet: „Er braucht viel Heimat“, weil er sonst „der Ordnungslosigkeit, Verstörung, Zerfahrenheit“ verfällt, dem sie aber von den eigenen Landsleuten genommen wird, konnte wie Jean Amery nach Auschwitz Heimweh nur durch „Heimathass“ bekämpfen.¹³

Golo Mann, emigriert wie sein Vater Thomas Mann, konnte „seiner Nation nie mehr völlig trauen“. Es war eine „Heimkehr in die Fremde“.¹⁴

Johannes R. Becher, expressionistischer, dann klassizistischer Dichter, in den 50er Jahren Kultusminister der DDR, in den 20er Jahren oft am Bodensee, sah den Heimatverlust voraus:

„Dort am Bodensee, in Langenargen, ...
Damals überfiel uns jäh ein Ahnen,
Schlimme Zeichen schienen uns zu mahnen,
Und von Meersburg schauend in die Zeiten
Sahen wir den Blutrausch künftiger Zeiten.“

Nach dem Krieg kehrte er ohne Vorbehalte zurück:

„Am Bodensee einst.
Das ist dein Garten, Deutschland...
Nun gehen wir zum ersten Mal im Freien,
Wir haben uns von Knechtschaft frei gemacht. ...
Wir feiern heute unsrer Zeit Beginnen.“¹⁵

Ihm wie vielen anderen blieb die verlassene Heimat „Sehnsuchtsland“, in dem die Erinnerung an vergangenes Glück gegenwärtiges Leid kompensierte. Viele haben aber auch an ihren neuen Wohnorten eine emotionale Beziehung zu ihrer neuen Umgebung und ihren Menschen aufgebaut, haben eine „neue Heimat“ gefunden. Das wird auch die Erfahrung von Vielen sein, auch wenn Jean Amery dem widerspricht: „Es gibt keine neue Heimat. Die Heimat ist das Kindheits- und Jugendland. Wer sie verloren hat, bleibt ein Verlorener.“¹⁶

Neue Heimat ist stärker an Personen gebunden und damit fragiler. Der Konstanzer Schriftsteller Jochen Kelter, geboren in Köln, seit den 60er Jahren am Bodensee, beklagt: „An die Stelle der verzweigten und durchlässigen Szene sind längst Grüppchen und Nischen getreten... Der soziale Organismus, der einmal existiert hat, scheint fortgeweht vom Föhn... Unser Kontinent ist voller faszinierender Orte und Gegenden und arm an Heimatorten geworden.“¹⁷

Es gibt die lateinische Sentenz: „ubi bene, ibi patria“: Wo es mir gut geht, ist meine Heimat. Das kann bescheiden aufgefasst werden: Ich kann immer und überall

versuchen, mir wieder Heimat zu schaffen. Im einfachsten Fall heißt das: „ubi pecunia, ibi patria“: Wo ich Geld habe, geht’s mir gut, bin ich daheim. Es kann aber auch ernster gefragt werden, was heißt denn „bene“? Darauf hebt der berühmte, häufig zitierte Schlusssatz des Werkes „Das Prinzip Hoffnung“ des Philosophen Ernst Bloch ab: „Hat der Mensch das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.“¹⁸ Kindheit lässt uns also bestenfalls ahnen, was Heimat sein könnte, die Herstellung von Heimat als wirklich menschwürdigen Lebensbedingungen steht noch aus.

Der Schriftsteller Martin Walser, geboren in Wasserburg, heute wohnhaft in Überlingen, hat das 1972 in dem Text „Heimatbedingungen“ konkretisiert, in einer Sprache, die man heute von ihm nicht mehr erwartet: „Eine entwickelte Gesellschaft muss den Staat zur Heimat für alle ausbilden. Dazu müssen alle an diesem Staat beteiligt sein, und zwar als Besitzende. Wo man nicht besitzt, hat man nichts zu sagen. Dieser Staat ist bisher nur Heimat für die Besitzer der Produktionsmittel.“ „Heimat ist ein Zeitwort, ein Prozessbegriff, denkbar nur als vergangene oder zukünftige. Wer sich mit dem jetzt Angebotenen auch für die Zukunft abfindet, hat einen zu bescheidenen Begriff von Heimat. Den hat man ihm beigebracht.“¹⁹ In einer Rede vor Jungbürgern in Friedrichshafen 1967, die er in einem Band mit dem Titel „Heimatkunde“ veröffentlichte, hat er ähnliche Gedanken vorgetragen und die Jugendlichen aufgefordert, sich nicht mit einer Gesellschaft abzufinden, deren Spielregeln noch „Engel zwängen, einander Ungutes zu tun“.²⁰

Wir können verallgemeinern: Heimat mag Erinnerung und Sehnsuchtsland sein, aber sie ist keine Gegenwart. Wenn Heimat nicht nach Manfred Bosch als „unverdächtigste Vokabel, mit der verhindert wird, was der Begriff verspricht“,²¹ missverstanden wird, darf sie nicht als Zustand, sondern muss als Aufgabe begriffen werden.

Wer aber ernst nimmt, was der Begriff verspricht, aber eben noch nicht hält, dem wird oft Heimatliebe abgesprochen. Ihnen entgegnet Kurt Tucholsky: „Nun haben wir auf vielen Seiten Nein gesagt, ... und nun wollen wir auch einmal Ja sagen... Im Patriotismus lassen wir uns von jedem übertreffen ... In der Heimatliebe von niemandem.“²²

2. Kultur

Wechseln wir nun das Terrain und wenden uns dem zweiten Begriff zu: Kultur. Auch dieser Begriff schillert. Man kann zwei Bedeutungen unterscheiden, eine weitere und eine engere.

Im weiteren Sinn werden darunter die subjektive Seite von Gesellschaft, Lebens-, Denk- und Verhaltensweisen ganz allgemein verstanden.²³ Das wird gängig auch auf einzelne Lebensbereiche angewendet: man spricht von Unternehmenskultur, Verwaltungskultur, politischer Kultur, Streitkultur. Das Wort Agrikultur verweist noch auf die Herkunft: cultura meinte nichts anderes als Ackerbau, Feldbewirtschaftung. In diesem weiteren Sinn wird Kultur heute als rein deskriptiver, nicht wertender Begriff gebraucht.

Als normativer Begriff meint er kultiviertes Verhalten oder noch enger die sog. Hochkultur, also in neuerer Terminologie E-Kultur im Unterschied zu U-Kultur. Vor dem Medienzeitalter unterschied man Hochkultur von Volkskultur, wobei strittig ist, inwieweit die Volkskultur ein Widerstandspotential gegen die Herrschaftskultur barg oder nur Formen der abgesunkenen Hochkultur sich trivialisierend aneignete.²⁴

Die Hochkultur der Vergangenheit war lange gemeineuropäisch und ruhte „auf drei Säulen: auf der Beherrschung einer gemeinsamen Sprache, dem Lateinischen, auf dem christlichen Glauben und dem durch die humanistische Gelehrsamkeit vermittelten Wissen“.²⁵ Ziel war die Heranbildung von Persönlichkeiten als tätige Mitglieder von Gemeinwesen, deren Leitwerte noch die Einheit des Guten, Schönen, Wahren bildeten. Zum festen Lektürekanon zählten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts fast ausschließlich antike und theologische Autoren. Im 19. Jahrhundert wurde er um zu Klassiker erklärten neuere Autoren erweitert, insbes. der Weimarer Klassik und einzelne außerdeutsche Autoren, wie z. B. Dante, Shakespeare, Molière.

Die zentrale Institution, die diese Inhalte vermittelte, war das humanistische Gymnasium. Natürlich erreichte das Gymnasium nur einen Bruchteil der Bevölkerung. Ein Schüler einer einklassigen Volksschule wird wohl nie etwas von Homer gehört haben. Aber dadurch wurde die klare Hierarchie der Bildungsinhalte nicht in Frage gestellt und die Religion bildete zumindest in katholischen Regionen den gemeinsamen, verbindenden Sinn-Horizont. Die humanistische Bildung

verhinderte die Barbarei nicht. Der Lagerleiter eines KZ konnte antike Skulpturen bewundern, Hölderlin lesen und zu Hauskonzerten einladen.

Heute sind der Bildungskanon und der gemeinsame Sinnhorizont zerfallen. Konnte in der Vergangenheit das Leitbild immerhin noch kritisch gegen die Realität gewendet werden, so ist heute in allen Klassen der Bevölkerung die Realität zum Leitbild geworden, sie bedarf keiner Ideologie mehr. Leitbild ist der gewaltsam seine Interessen durchsetzende Rambo, sei es in den Chefetagen der Wirtschaft, sei es auf der Straße. An die Stelle einer hegemonialen Hochkultur ist eine Vielzahl changierender, poröser Teilkulturen der verschiedenen Sozialmilieus getreten,²⁶ übertönt vom gigantischen Amüsierbetrieb der Medien, der „Kulturindustrie“, wie sie Theodor W. Adorno genannt hat.²⁷

Schule betreibt heute Ausbildung, nicht mehr Bildung und Erziehung, vermittelt Nutzen, nicht mehr Sinn. Was früher zu Basis-Bildungswissen gehörte, kann nicht mehr vorausgesetzt werden. Ein Gutteil der älteren Kunst kann nicht mehr verstanden werden, da religiöse Grundkenntnisse fehlen. Selbst einfache Kulturtechniken, wie Sprachbeherrschung und Verständnis von Texten können heute von Gymnasiasten nicht mehr ohne weiteres erwartet werden. Der amerikanische Autor Morris Berman spricht vom „Kollaps der Kultur“, vom „geistigen Tod“, vom „Infantilismus als Ideologie“, die er auf die Durchkapitalisierung und die Erosion des Mittelstands zurückführt.²⁸ Der Vorsitzende einer angeblich konservativen Partei und Ministerpräsident betrachtete die Handschriften, die in ähnlich dunklen Zeiten das Bildungsgut der Antike bewahrt haben, nur noch als Auktionsgut für reiche Amerikaner.

Qualitätskriterien anzulegen, um eine Seifenoper von einem Schiller-Drama zu unterscheiden, kann als anmaßend attackiert werden, die Aufführungen haben sich ja auch angeglichen. Dabei ist nicht zu bestreiten, dass die Werke der Hochkultur, des klassischen Bildungskanons, heute so leicht und so breit zugänglich sind, wie nie zuvor. Aber sie bleiben eine Preziosenabteilung neben vielen anderen, ein Regal im riesigen Supermarkt der Event-Kultur zu beliebigem, möglichst leichtem Konsum ohne jede Verbindlichkeit und ohne Zusammenhang.

3. Kultur als Heimatbedingung

Solche Diagnosen, Heimatverlust und Kulturverlust, werden gemeinhin als hilflose sog. Kulturkritik abgewehrt. Die Phänomene sind als solche kaum zu bestreiten. Eher als eine Umkehr ist eine Verschärfung der Probleme zu erwarten. Ein Gegenszenario zu entwickeln unter Berufung auf eine Kultur, die ihren Zerfall nicht verhindern konnte, mag wenig sinnvoll erscheinen.

Würde das „officium ... ad societatem tuendam“, ²⁹ die Pflicht zur Sorge um die Gesellschaft, wie sie in der antiken Philosophie angelegt ist, und z.B. Cicero sie stets betonte, als Bildungsaufgabe aufgenommen und sie einmünden in eine „reflexive Modernisierung“, ³⁰ statt der misslungenen entfesselten Modernisierung, könnte Kultur Ferment und nicht nur „Sahnehäubchen“ einer Gesellschaft sein. Kultur ist ja immer gleichzeitig der schöne Schein, der die schlechte Wirklichkeit dekoriert, und als Glücksversprechen der Widerspruch zur Realität, der sie als schlechte enthüllt, freilich nur, wenn sie sich nicht damit begnügt, wie heute häufig, sie einfach widerzuspiegeln. ³¹

Gewichtige Positionen heutiger Kulturtheorie sehen die Funktion von Kultur darin, in einer Zeit sich überstürzenden Wandels eine Insel privatistischer Werte zu bilden, Beheimatung in Kultur als Kompensation und als Alibi einer zunehmend unheimatlichen und unheimlichen Welt. ³²

Ich möchte grundsätzlicher argumentieren. Jedes Sein, jede Existenz, jede Wahrnehmung fordert eine Wertung heraus und ein Urteil über die Form. Das heißt, wir verhalten uns zu dem Raum, in dem wir leben oder gelebt haben, und stellen immer auch eine Bedeutungshierarchie der unterschiedlichen Raumzuschnitte her, sei es, dass uns nur das Leben in der Nachbarschaft interessiert, sei es, dass uns nur die Politik auf der nationalen oder europäischen Ebene berührt. Wenn die Meinung der Anthropologen richtig ist, dass für jedes höhere Lebewesen der Bezug zu einem überschaubaren Lebensraum existenziell notwendig ist, ³³ dann werden wir für den lokalen und regionalen Raum eine besondere Verantwortung haben.

Handlungsspielräume können wir nur bestimmen, wenn wir in die Gegenwartsanalyse und den Zukunftsentwurf die Vergangenheit mit einbeziehen, mit den Gründen für das So-Sein der Gegenwart und vor allem mit dem riesigen

Erfahrungsspeicher gelungener und misslungener Entwicklungen. In allen Zeitschichten, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, fällen wir Urteile in den Dimensionen des Wahren: was war bzw. ist, des Guten: wie war es, ist es, soll es sein, und des Schönen: welche ästhetische Form hatte es, hat es, soll es haben.

Zu solch umfassender Aneignung von Kultur, Zeitschichten und Handlungsdimensionen im Zusammenhang zu sehen, sollte Bildung verhelfen. Unter Bildung versteht Bernhard Bueb in seinem Bestseller „Lob der Disziplin“, „sich das Wissen der Vorfahren aneignen, mit Hilfe dieses Wissens sein Leben deuten und daraus Impulse für sein Handeln gewinnen können... Bildung heißt daher, einen Menschen instand zu setzen, sich selbst und die Welt [seine Welt] zu erkennen und in ihr mutig zu handeln.“³⁴

Im Lichte dieser Überlegungen bedeuten der Verlust des Vertrauens in Kultur , vorzeitig der wissenschaftlichen, ethischen und ästhetischen Barbarei das Feld zu räumen. Kultur kann sich nicht mit einer Rolle als Alibi oder Kompensation bescheiden, sondern muss ihre Funktion als wesentliche Heimatbedingung herausstellen. Kultur verurteilt sich aber zu hilfloser Nischenexistenz, wenn sie ihren Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Entwicklung nicht reflektiert.

4. Kultur der Beheimatung

Ich versuche nun, meine Überlegungen an einigen regionalen Beispielen zu konkretisieren. Regionale Kultur soll dabei nicht gegen überregionale ausgespielt werden, hiesige ist immer konkrete, spezifische Erscheinungsform zunächst des christlichen, später des konfessionell-katholischen Europas und schließlich des deutschen Kulturraumes. Ich stelle zunächst in aller Kürze die Resümees dreier Darstellungen der Regionalgeschichte vor und komme anschließend auf Rolle und Bedeutung der Künste in der Region zu sprechen.

4.1 Arno Borst

Der Konstanzer Mediävist Arno Borst hat in mehreren Untersuchungen der mittelalterlichen Geschichte des Bodenseeraumes, vor allem zum Mönchtum,

versucht, aus deren Ergebnissen Folgerungen für uns heute zu ziehen. Er stellt fest, dass der Bodenseeraum „ständig schwankende Grenzen“ aufwies und „nie von innen zusammenwuchs, [sondern] stets von außen zusammengefasst“ wurde (77). Die Menschen hier liebten „die Annäherungen und Übergänge“, sie hätten „mitten im hitzigsten Erdteil eine gemäßigte Zone“ geschaffen, „mitten im Wirbel von Natur und Geschichte etwas menschliche Gelassenheit“ (79). Sie hielten „die Spannung zwischen Sehnsucht nach dem weiten Himmel und der Liebe zu dem Fleckchen Erde gemeinsam durch, weil sie wussten, dass wir beides zugleich sind, ansässig und unbehaust, und alle eines brauchen, Beständigkeit unterwegs“ (240f.). Die Gelassenheit, die er hier findet, sei nicht „provinzielle Verschlafenheit“, sondern vielleicht allzu wohlwollend „Konzentration auf das Bleibende“ (408).³⁵ Mit seinem Bemühen um eine literarische Form löst Arno Borst nicht nur die Ansprüche des Wahren und Guten, sondern auch des Schönen ein.

4.2 Peter Hersche

Der Schweizer Historiker Peter Hersche grenzt den „Barock als höchst katholisches Phänomen“ und damit das katholische vom protestantischen Europa ab. Seine Merkmale charakterisieren damit auch das dominant katholische Oberschwaben: „4. Barock ist eine Kultur, die auf Tradition setzt und Stabilität sucht, nicht Veränderung“.

„10. Die barocke Ökonomie ist nicht profit-, sondern bedarfsorientiert.“

„14. Barock ist eine Kultur der Muße. Es wird ... nur soviel gearbeitet, wie für die Befriedigung der unmittelbaren Lebensbedürfnisse ... notwendig ist.“³⁶

Die Grundzüge einer solchen Gesellschaft standen in diametralem Gegensatz zur „protestantischen Ethik“, die nach Max Weber den Weg zum modernen Kapitalismus eröffnet hat.³⁷

Die Katholiken scheinen aus ihrer Geschichte nichts gelernt zu haben, sie sind nach Peter Hersche insofern negativ rückständig, als sie heute fortschrittsgläubiger denken als Protestanten, die die Umweltbewegung vorwiegend geprägt haben.

4.3 Peter Blickle

Der aus Memmingen gebürtige und spätere Berner Historiker Peter Blickle durchmustert die Epochen der „Gotik als kommunaler politischer Stil“

(Spätmittelalter), der „Revolution als politische Renaissance“ (Bauernkrieg) und der „Transzendentalen Repräsentation des Absolutismus“ (Barock) in Oberschwaben im Hinblick auf seine These, „die Politik sei die Kultur Oberschwabens“ (5). Er zieht eine rundum positive Bilanz: „Was Oberschwaben als deutsche Geschichtslandschaft kulturell hervorgebracht hat, ist eine in Jahrhunderten befestigte Tradition von frühen Formen des Kommunalen, des Republikanischen und des Parlamentarischen. In dieser Tradition wurzelt seine Humanität.“ Mit diesem Ergebnis sei „die Vergangenheit auf neue Weise umfassender zu erschließen, die Herkunft der Gegenwart präziser zu beschreiben und die Zukunft optimistischer zu entwerfen.“³⁸ Die von Peter Hersche und Peter Blickle gefundenen Grundwerte oberschwäbischer Vergangenheit werden heute von der Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur als Leitwerte für die Zukunft der Region propagiert: Republikanismus, Regionalismus, glückhafte Rückständigkeit, heitere Moralität.³⁹ Regionale Verantwortung erhält hier Handlungsperspektiven durch Leitwerte.

4.4 Literatur

Unter den Künsten nahm die Literatur am Bodensee und in Oberschwaben lange den letzten Rang ein. Nach den Dichtungen in Klöstern des frühen Mittelalters begnügte man sich hier abgesehen von Erbaulichem und einigen Schwänken mit der Aneignung der Antike und der Theologie der Zeit. Im 19. Jahrhundert waren es einzelne Gäste auf kürzeren und längeren Aufenthalten, die hier schrieben: Hölderlin, Mörike, die Droste, schließlich wenig geformt, aber realistisch Heinrich Hansjakob. Erst im 20. Jahrhundert entstand hier eine Literaturlandschaft, zunächst meist Zivilisationsflüchtlinge, die das Glück im Winkel suchten,⁴⁰ dann in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Autoren der Region selbst, die blieben, allesamt versammelt im Literarischen Forum Oberschwaben⁴¹, am bekanntesten Martin Walser, nur wenige weitere Namen seien genannt: Peter Renz, Jochen Kelter, Maria Beig, Maria Menz. Martin Walser hat selbst gesagt, dass er für sich „Heimatschriftsteller“ als „Ehrentitel“ akzeptiere. Ein Heimatschriftsteller sei jemand, der „etwas durch und durch kennt.... Er wird gebraucht. Durch ihn begreift sich die Gegend.“⁴² In diesem Sinne sind sie alle Heimatschriftsteller, denn sie haben in ihrer Sprache ihre Zeit, ihre Erfahrungen nicht nur begreifbar, sondern auch anschaulich nachvollziehbar gestaltet, in unterschiedlichen Wahrnehmungen: naiv-heiter, realistisch, kritisch, visionär überhöht.

4.5 Bildende Kunst

Mehr als durch das Wort hat die Region durch das Bild, die bildende Kunst gegläntzt. Überregionalen Rang hat die Kunst in einigen Perioden erreicht: im Frühmittelalter mit der Reichenauer Wand- und Buchmalerei, in der Hochgotik mit der Plastik des „schönen Stils“ des 14. Jahrhunderts, m. E. mit den Holzbildwerken der Spätgotik und einigen wenigen Bauten des Barocks wie der triumphalen Basilika Weingarten und den Wallfahrtskirchen Birnau und Steinhausen. Das Verhältnis dieser Stilepochen zu ihrer Zeit lässt sich schwer auf einen Begriff bringen, am ehesten die pausbäckigen Madonnen der Spätgotik zur bürgerlichen Saturiertheit der prosperierenden Städte. Wenn man die Schillerschen Kategorien von Anmut und Würde anwenden will, Anmut als zwanglose Schönheit und Würde als Gestaltung des Sollens gegen Widerstände,⁴³ dann zeichnet Würde die künstlerische Produktion der klösterlichen Bildunginseln in einer noch barbarischen Umgebung aus, Anmut die Werke der Hochgotik in einer Zeit des Aufblühens der Städte und des Gewerbes, während in der Agrarkonjunktur des Barocks mit seinen versteinerten politischen Verhältnissen Würde und Anmut nebeneinander bestehen. Als die gesellschaftlichen Verhältnisse ab 1770 aufbrechen, antwortet die Kunst mit einer Gegenbewegung, sie erstarrt im Frühklassizismus in formelhafter Ornamentik. Der Provinzialisierung der Region im 19. Jahrhundert entspricht die Provinzialisierung der Kunst. Dem Aufbruch in die Moderne im 20. Jahrhundert folgt die Region verzögert und stets mit harmonisierender Tendenz. „Glückhafte Rückständigkeit“ der Region hat ihr künstlerisches Pendant in der Zurückhaltung gegenüber allen Avantgardismen und Expressionismen.

Kunst hat also immer einen bestimmten Entwicklungsstand der Gesellschaft widergespiegelt, den „Sinn“ einer Epoche ausgedrückt. Sie hat zeitweise weit über die Region hinaus ausgestrahlt, zeitweise sich mit bloßem Nachvollzug allgemeiner Tendenzen sich begnügt. Im Erheben und im Begnügen, in der utopischen Vision, im heitern Spiel, in der biedereren Angleichung vermittelte sie Sinn-Anstöße. Mit dem Verlust der Kategorie des Schönen und dem Verzicht auf Sinn-Gestaltung nimmt die Kunst heute nur noch eine resignative und damit affirmative Position zur gesellschaftlichen Realität ein und weist keinen Weg mehr aus der Sinn-Losigkeit.⁴⁴

4.5 Architektur

Als letztes Exempel wähle ich die Architektur. Ausgenommen die Kirchen und die barocken Repräsentationsbauten des Hochadels und der Prälatenklöster ist die Architektur unserer Landschaft bis ins 20. Jahrhundert durch eine kaum mehr unterbietbare Einfachheit gekennzeichnet, es sind in der Regel einfache Kuben mit 45 Grad-Satteldächern und mit wenig oder gar keinem Fassadenschmuck. Nur im Linzgau treffen wir verbreitet Fachwerkbauten an. Der Normalfall in unseren Dörfern ist nicht das Gehöft, sondern das Einhaus mit Wohn- und Ökonomieteil unter einem Dach. Auch die Bauten der Verwaltung, einfache Herrschaftssitze und die Pfarrhäuser weichen davon nicht ab, sie unterscheiden sich nur durch die meist durchgängige Steinbauweise und vielfach durch Walmdächer. Vielfalt entsteht nur durch die handwerkliche Ausführung, die regellose Anordnung der Häuser und die unterschiedlichen Größendimensionen je nach Besitzgröße. Auch die Bürgerhäuser in den Städten halten sich mit Zierformen sehr zurück. Erst um 1900 machen sich reichere Fassadengestaltungen des Historismus bemerkbar.

Diese Architektur eines nüchternen Reduktionismus ist seit den 1960er Jahren völlig aufgegeben worden. Architekten und Bauherren wählen wie aus dem Baukasten Elemente mediterraner, alpiner oder klassizistischer Architektur. Anders als in anderen Regionen hat man hier nicht erkannt, dass es auch hier eine regionale Bautradition gibt, die gerade in ihrer Einfachheit und in den Dörfern mit der Nutzung des Baustoffs Holz heutigen ökologischen Kriterien optimal entspricht. Stattdessen gehen individuelle Beliebigkeit und ortsplanerischer Schematismus eine unheilige Allianz ein. Eine Planung, die die Ästhetik des gesamten Ortsbildes bedenkt und die regionale Bautradition berücksichtigt, würde unsere Orte heimischer gestalten und die ästhetische Heimatvertreibung beenden.

5. Heimat und Kultur

Ich komme zum Schluss. Ich habe versucht, zu zeigen, dass man beim Nachdenken über Heimat oder vielmehr Heimatlosigkeit zur Kultur gelangt, als eine der Heimat-Bedingungen und als utopische Verheißung von Heimat. Auf der anderen Seite wird man beim Nachdenken über Kultur immer zu ihren gesellschaftlichen Bedingungen gelangen, und damit zur Frage, wie die Gesellschaft auf den Weg zu einem Zustand

gebracht werden kann, in dem man sich beheimatet, heimisch, aufgehoben fühlen kann. Es gibt keine Heimat ohne Kultur und keine Kultur im umfassenden Sinne ohne realisierte Heimat. Realisierte Heimat wäre die Versöhnung des Wahren, Guten, Schönen.

Damit habe ich genug Thesen aufgestellt und ein weit von unserer Realität entferntes Szenario vorgestellt. Kultur soll bilden, sie kann aber auch einfach heiteres Spiel sein, musische Selbstverwirklichung, damit Beheimatung in sich selbst ermöglichen als Voraussetzung für Beheimatung in der Gesellschaft, im Raum. Davon habe ich nicht gesprochen. Es gibt genug Anlass zum Widerspruch.

Vortrag Langenargen 16. Januar 2007

- ¹ Manfred Bosch in: Almanach für Literatur und Theologie 14, 1980, S. 7.
- ² Allgemein zum Thema Heimat: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Heimat. Bonn 1990.
- ³ Hölderlin: Gedichte, Hyperion. Hg. Friedrich Beißner und Jochen Schmidt. Frankfurt 1969, S. 121.
- ⁴ Dort S. 55.
- ⁵ Edgar Reitz: Drehort Heimat. Frankfurt 1993, S. 72.
- ⁶ Bernhard Schlink: Heimat als Utopie. Frankfurt 2000, S. 40.
- ⁷ Maria Beig: Aus Oberschwaben. Paradies vorm Ausverkauf. Freiburg 1985, S. 40.
- ⁸ Franz Kafka nach Peter Hamm: Das Prinzip Heimat. Martin Walsers Roman „Seelenarbeit“. In: Die Zeit 16. 3. 1979, S. 51.
- ⁹ Arnold Stadler: Erbarmen mit dem Seziermesser. Köln 2000, S. 177. Vgl. Hermann Hesse: „Mit dem Erstaunen fängt es an“. Herkunft und Heimat, Natur und Kunst. Frankfurt 2000, S. 47.
- ¹⁰ Vgl. Martin Heidegger zum 80. Geburtstag von seiner Heimatstadt Meßkirch. Frankfurt 1969, S. 21f., 38. – Hans Dieter Zimmermann: Philosophie und Fastnacht. München 2005, S. 127-129.
- ¹¹ Vgl. Elmar L. Kuhn: Kultur der Region – Kultur im Landkreis? In: Allmende 16, 1996, 48/49, S. 91.
- ¹² Jean Amery: Jenseits von Schuld und Sühne. In: Ders.: Werke. Bd. 2. Stuttgart 2002, S. 109.
- ¹³ Dort S. 86, 116, 96, 102.
- ¹⁴ Jeroen Koch: Golo Mann und die Geschichte. Paderborn 1998, S. 168, 166.
- ¹⁵ Johannes R. Becher: Lob des Schwabenlandes. Konstanz-Leipzig 1947, S. 12, 29.
- ¹⁶ Jean Amery (wie Anm. 12), S. 97.
- ¹⁷ Jochen Kelter: Vom allmählichen Verschwinden der Gegend. In: Allmende 23, 2003, 72, S. 110.
- ¹⁸ Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung. 4. Aufl. Frankfurt 1977. Bd. 3, S. 1628.
- ¹⁹ Martin Walser: Heimatbedingungen. In: Wie und wovon handelt Literatur. Frankfurt 1974, S. 97
- ²⁰ Martin Walser: Die Parolen und die Wirklichkeit. In: Ders.: Heimatkunde. Aufsätze und Reden. Frankfurt 1968, S. 65. Vgl. Eckhart Prahl: Das Konzept „Heimat“. Eine Studie zu deutschsprachigen Romanen der 70er Jahre unter bes. Berücksichtigung der Werke Martin Walsers. Frankfurt 1993.
- ²¹ Manfred Bosch: Hiergeblieben oder Heimat und andere Einbildungen. Eggingen 1997, S. 193.
- ²² Kurt Tucholsky: Heimat. In: Jürgen Liebring (Hg.): Heimat, deine Heimat. Darmstadt-Neuwied 1982, S. 54.
- ²³ Vgl. Gerhard Hauck: Kultur. Münster 2006.
- ²⁴ Vgl. Peter Burke: Helden, Schurken und Narren. Europäische Volkskultur in der frühen Neuzeit. Stuttgart 1981.
- ²⁵ Manfred Fuhrmann: Der europäische Bildungskanon. Frankfurt-Leipzig 2004, S. 215.
- ²⁶ Vgl. Gerhard Schulze: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. 3. Aufl. Frankfurt-New York 1993.
- ²⁷ Max Horkheimer / Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. 12. Auflage. Frankfurt 2000, S. 128-176. – Vgl. Rainer Erd u.a. (Hg.): Kritische Theorie und Kultur. Frankfurt 1989.
- ²⁸ Morris Berman: Kultur vor dem Kollaps? Frankfurt 2002.
- ²⁹ Marcus Tullius Cicero: De officiis. Stuttgart 2003, I, 158, S. 138f.
- ³⁰ Vgl. Ulrich Beck: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt 1986. – Ders.: Die Erfindung des Polischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung. Frankfurt 1993.
- ³¹ Vgl. Oskar Negt: Was ist Kultur? <http://alpha.dickinson.edu/departments/germn/glossen/heft3/negt.html>
- ³² Vgl. dazu Jürgen Habermas: Die Kulturkritik der Neokonservativen in den USA und in der Bundesrepublik. In: Ders.: Die Moderne – ein unvollendetes Projekt. 2. Aufl. Leipzig 1992, S. 75-104.
- ³³ Vgl. Peter Weichhart: Raumbezogene Identität. Stuttgart 1990.
- ³⁴ Bernhard Bueb: Lob der Disziplin. Berlin 2006, S. 25f.
- ³⁵ Arno Borst: Ritte über den Bodensee. Bottighofen 1992.
- ³⁶ Peter Hersche: Muße und Verschwendung. Europäische Gesellschaft und Kultur im Barockzeitalter. Freiburg 2006. Bd. 2, S. 944-946.
- ³⁷ Vgl. Max Weber: Die protestantische Ethik. München-Hamburg 1965.
- ³⁸ Peter Blickle: Oberschwaben. Politik als Kultur einer deutschen Landschaft. Tübingen 1996, S. 47.
- ³⁹ Vgl. Elmar L. Kuhn: Renovatio. In: Ders. u.a. (Hg.): Das große weite Tal der Möglichkeiten. Lindenberg 2002, S. 294f.
- ⁴⁰ Vgl. Manfred Bosch: Bohème am Bodensee. Literarisches Leben am See von 1900 bis 1950. Lengwil 1997.
- ⁴¹ Vgl. Oswald Burger / Peter Renz (Hg.): Spielwiese für Dichter. Literarisches Forum Oberschwaben. Eggingen 1993.
- ⁴² Martin Walser: Auskunft. 22 Gespräche aus 28 Jahren. Frankfurt 1991, S. 141.
- ⁴³ Vgl. Rüdiger Safranski: Friedrich Schiller oder Die Erfindung des Deutschen Idealismus. München 2004, v.a. 17. und 19. Kapitel.
- ⁴⁴ Vgl. Hans Küng: Kunst und Sinnfrage. Zürich-Köln 1980.